

Leben in gemeinsamer Verantwortung: Familie zwischen Beständigkeit und Veränderung

Vortrag auf der Fachtagung

Familie im Mittelpunkt Anforderungen an eine zeitgemäße Familienpolitik in Rheinland-Pfalz

6. Dezember 2007, Ludwigshafen

„Viva Familia“ – es lebe die Familie: unter diesem Motto steht in Rheinland-Pfalz die Familienpolitik, die damit einen neuen Rahmen und eine Fokussierung bekommen hat. Nach drei Jahren wird heute hier bilanziert und der Fokus gleichzeitig nochmals geweitet.

So verstehe ich die Einladung an mich mit der Aufforderung, Familienleben vor dem Hintergrund des sozialen Wandels zu skizzieren und die daraus folgenden Veränderungsmöglichkeiten aber auch Belastungen für Familien zu skizzieren. Sie könnten zu diesem umfangreichen Thema auch eine Vortragsreihe machen. Ich möchte deshalb vorab schon um Verständnis bitten, dass ich einerseits weit aushole, aber andererseits kursorisch und beispielhaft bleiben muss. Verstehen Sie den Vortrag also mehr als Appetithäppchen für eine anschließende Diskussion.

Was erwartet Sie also:

Ich steige ein mit Blick auf die aktuelle Debattenlage zur Familie und Familienpolitik – was passiert da eigentlich? Dann möchte ich im zweiten Schritt den Bogen weit spannen unter dem Stichwort sozialer Wandel und hier immer die Frage fokussieren: Welche Anforderungen stellen sich aus sozialen Wandlungsprozessen an die Familie? Vertiefen werde ich im dritten Schritt spezifische Lebensrealitäten: sozial benachteiligte Familien und Familien mit Migrationshintergrund. Abschließend frage ich: Was brauchen Familien?

1. Was heißt Familie und was ist gegenwärtig los in der Familienpolitik?

Zunächst einmal hat sich die Rede über Familie geändert. Kein Tag vergeht, ohne dass Familienpolitik die Titelseiten der Tageszeitungen bestimmt. Vor ein paar Jahren noch wurde Familienpolitik von dem ehemaligen Bundeskanzler Schröder als „Gedöns“ abgetan, jetzt würde sich das keiner mehr getrauen. Die Familienministerin führt die Beliebtheitskala an, ihre Vorgängerinnen waren für die meisten Bundesbürger/innen kaum bekannt, auch wenn deren Politikkonzepte zum Teil heute mit umgesetzt werden.

Was ist hier passiert: Mehr noch als der Regierungswechsel halfen PISA, Demografiediskurse und drohender Facharbeitermangel zu einem familienpolitischen Comeback. In unseren Fachkreisen sind diese Themen zwar schon seit 10, 20 Jahren in der Diskussion, die demografischen Daten haben sich seit den 1970er Jahren kaum geändert und sind öffentlich bekannt, aber nun sind neue Akteure aufgetaucht, die offensichtlich nicht zu übergehen sind: Die internationale Schulvergleichsstudie lässt Deutschland auch in den aktuellen Teilstudien (IGLU) vergleichsweise schlecht aussehen. Die Wirtschaft beklagt nach wie vor die

schlechten Schulkenntnisse aber auch die mangelnde „Kinderstube“ ihrer Auszubildenden. Weiter werden Verwahrlosungsphänomene in sozialen Brennpunkten ebenso wie sog. „Parallelgesellschaften“ von Migranten und steigender Rechtsradikalismus in der Presse aber auch in sozialpolitischen Fachkreisen zunächst als Versagen von Familie gedeutet. Offensichtlich haben und produzieren Familien Defizite. Der öffentliche Diskurs lautet: Im Zweifel ist die Familie „schuld“.

Spätestens hier müssen wir uns unseren Begriff von Familie vor Augen führen. In Umfragen wird immer wieder bestätigt, dass die Allermeisten unter Familie ein verheiratetes heterosexuelles Paar mit zwei Kindern assoziieren. Ein-Eltern-Familien, Patchworkfamilien und andere Konstellationen werden eher als Krisenphänomene gedeutet. Im Hintergrund lassen sich dabei ganz spezifische Familienmythen entdecken: Da wird gerne die „Großfamilie von früher“ oder der „Zusammenhalt von Familien auf dem Lande“ beschwört. Schaut man aber genauer auf das sogenannte „früher“, zeigt sich, dass die Wirklichkeit schon immer anders war: In der mittelalterlichen Stadtgesellschaft war aufgrund der hohen Sterblichkeit auch von Erwachsenen die Patchworkfamilie, die aus zwei verwitweten Erwachsenen mit eigenen und gemeinsamen Kindern bestand, keine Seltenheit. Übrigens trugen beide zum Erwerb bei, und zwar ganz selbstverständlich. Die „Großfamilie von früher“ ist eher eine historische Ausnahmeerscheinung. Aufgrund der hohen Säuglingssterblichkeit sowie der generell geringeren Lebenserwartung umfasste im gesamten 19. Jahrhundert etwa in Bayern die durchschnittliche Haushaltsgröße 4,5 Personen. Das Heiratsalter lag in diesen ländlichen Regionen Anfang des 19. Jahrhunderts beim Bräutigam bei über 28 Jahren und die Braut war durchschnittlich 27 Jahren alt. Viel Lebenszeit für Mehrgenerationenfamilien bleibt da nicht!

Schwenken wir von der historischen Perspektive auf die Familiensituation heute zurück, könnte man etwas vereinfachend sagen: Das Beständige an Familien ist ihre Krisenanfälligkeit.

Das Reden über Familie ist ein riskantes Unternehmen, die Diskussionen geraten häufig schnell emotional und ganz grundsätzlich. Dies liegt aus meiner Sicht daran, dass Familie eine Schnittmenge ist aus wesentlichen biografischen Erfahrungen und gleichzeitig zentralen gesellschaftlichen Bedarfen (z.B. an gut erzogenem, leistungsfähigem Nachwuchs). Das macht die Debatten so schwierig, weil viel von Familien gesellschaftlich erwartet wird, aber wir alle auch zutiefst persönliche Erfahrungen mit und in Familien haben. Familie ist kein fixes Gebilde, sondern im Soziologendeutsch eine „alltägliche Herstellungsleistung“, also etwas, was alltäglich erlebt, erwartet und inszeniert wird. Jedes Türschild an Wohnhäusern legt über Familieninszenierungen ein beredtes Zeugnis ab. Familien sind also in doppelter Hinsicht ideologisiertes Terrain: Familienmenschen – und das sind wir alle ausnahmslos – verbergen hinter dem Sprechen über Familie ihre eigenen Erfahrungen und Gefühle, ebenso wie Politik, Wirtschaft und Religion hinter den Ansprüchen an Familien ihre je spezifischen Bedarfe transportieren oder auch Versäumnisse verstecken.

Familie (jetzt kommt meine Definition) findet immer dort statt, wo Menschen in generationaler Perspektive auf Dauer angelegte Sorgebeziehungen leben. Das können Primärfamilien mit und ohne Trauschein sein, oder Patchworkfamilien, die durch Trennungen und neue Partnerschaften entstehen, sowie neue Familienformen wie das „Living-Apart-Together“, die durch berufliche Mobilität oder Scheidungssituationen entstehen. Hinzu kommen Verwandtschaftsnetze, die gerade bei Migrantenfamilien oft Länder und Kontinente umspannen. Familie kann also nur als haushaltsübergreifendes Netzwerk verstanden werden. Soviel zu den

Begriffsklärungen, wenden wir uns nun dem eher ungemütlichen Teil des Vortrags zu:

2. Sozialer Wandel und seine Bedeutung für Familien

Die Familie ist keine Insel der Seligen unabhängig von Raum und Zeit, sondern sie wird ebenso wie andere gesellschaftliche Institutionen vom sozialen Wandel beeinflusst, bzw. die Familie selbst ist durch veränderte soziale Praxen auch Teil des Motors für Wandlungsprozesse. Ich möchte sozialen Wandel an vier Dimensionen beschreiben:

- Ökonomischer Wandel
- Globalisierung
- Technische Entwicklung
- Individualisierung

Der ökonomische Wandel beschreibt den Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft. Dieser ist in Deutschland vergleichsweise spät von statten gegangen und kann für Westdeutschland erst seit den 1970er Jahren für die DDR erst nach der Wende als vollzogen angesehen werden. Dieser Wandel geht mit einer erheblichen „Freisetzung“ von Arbeitskräften einher: Kurz gesagt: es werden weniger Stahlkocher und Bandarbeiterinnen benötigt, dafür umso mehr High-Tech-Ingenieure, WebdesignerInnen, Gesundheitsdienstleistende, Servicekräfte in Verkauf, Tourismus oder Wellness. Hier werden andere Qualifikationen gefordert: Technik- und Kommunikationskompetenzen gewinnen an Bedeutung. Gleichzeitig weicht das sog. Normalarbeitsverhältnis auf, normal wird jetzt, was für weibliche Beschäftigte schon längst galt: deregulierte und flexible Beschäftigung. Die Ausweitung von Dienst-

leistungsbereichen hat einen Schub an weiblicher Beschäftigung bewirkt, v.a. die Berufstätigkeit von Müttern hat sich in den letzten dreißig Jahren in Westdeutschland verdoppelt.

Was heißt das für die Familie:

- Die hohe Arbeitslosigkeit betrifft v.a. un- und angelernte Kräfte sowie Industriefacharbeiter. Das sind in besonderer Weise Arbeitskräfte mit Migrationshintergrund und unterer sozialer Schichten. Hier haben wir eine Dauerarbeitslosigkeit, die sich in den Familien nun schon über mehrere Generationen spannt.
- Feststellbar ist eine Entgrenzung von Erwerbsarbeit in die Familie hinein (lange und flexible Arbeitszeiten),
- Statt tayloristischer Produktionsweise, also zerstückelten, mechanisierten Arbeitsschritten haben wir eine Aufwertung von Erwerbsarbeit durch mehr Selbständigkeit, Teamarbeit, flachen Hierarchien und der Möglichkeit (oder dem Zwang) zu Kreativität → dadurch erscheint Haus- und Familienarbeit oft als eher lästig und stupide („When work becomes home and home becomes Work“, Arlie Russel Hochschild)
- Bildung gewinnt an Bedeutung: Die neuen Erwerbsperspektiven erfordern höhere Bildungsabschlüsse und längere Ausbildungszeiten, ohne qualifizierten Abschluss ist existenzsichernde Arbeit kaum mehr möglich. In Deutschland studieren derzeit 38% eines Jahrgangs und bewegt sich damit im europäischen Vergleich zwischen der Türkei und der Tschechischen Republik. Die Studienanfängerquoten der nordeuropäischen Länder liegen alle zwischen 80% und 90% (OECD 2007), auch wenn hier Ausbildungen als Studium gezählt werden, die bei uns im dualen System organisiert sind). Gleichwohl ist auch für Deutschland eine höhere Studierquo-

te noch anzustreben. Aber wer soll die Kinder fit für das Studium machen? Das wird – eben anders als die nordeuropäischen Staaten das tun – in Deutschland weitgehend den Familien überlassen: Hausaufgabenhilfe wird selbstverständlich privat erwartet ebenso wie Zusatzbildung im musischen und sportlichen Bereich. Eine Wachstumsbranche ist Nachhilfe, neuerdings auch verstärkt für Grundschüler/innen.

Zweites Stichwort: Globalisierung. Damit gemeint ist in erster Linie die weltweite Beweglichkeit von Kapital und Märkten, der Nationalstaat spielt hier kaum mehr eine Rolle, wir haben als Folge hieraus erhebliche Veränderungen in weiten Teilen der Welt, die mit ökonomischen und ökologischen Krisen einhergehen aber auch zu erstaunlicher Prosperität und steigendem Wohlstand führen können, wie etwa in vielen asiatischen Ländern. In Bewegung kommt aber nicht nur das Geld, sondern ebenso die Bevölkerung der Welt: Menschen gehen immer dorthin, wo ein besseres Überleben möglich ist. Das ist zwar schon seit Menschengedenken so, bekommt aber mit verbesserten Transportmitteln eine ganz neue Dimension als zur Zeit der Kelten, Hunnen und Germanen. Menschen sind zwar unglaublich anpassungsfähig, aber Migrationen lösen v.a. vor dem Hintergrund ungleicher Chancen der Beteiligung am Wohlstand Verunsicherung und Abschottungsdynamiken aus und zwar ebenso auf Seiten der Eingewanderten als auch auf Seiten der Einheimischen. Anhaltende Ungleichheitsrelationen begünstigen zudem Fundamentalismen aller Art.

Eine weitere Form der Mobilität entsteht in globalisierten Zeiten durch eine immer stärkere räumliche Entgrenzung von Produktions- und Entwicklungsstandorten. Der Arbeitnehmer/die Arbeitnehmerin der Zukunft muss räumlich und zeitlich voll flexibel sein.

Was bedeutet die erhöhte Mobilität für Familien:

- Ich komme auf Familien mit Migrationshintergrund später noch ausführlicher zu sprechen, hier nur der Hinweis, dass wir angesichts globaler Migrationsprozesse immer häufiger Familien haben, die sich über Länder und Erdteile verstreuen, sich aber weiter als Familie verstehen (durch Feminisierung von Migration: „Transnationale Mutterschaft“)
- Bedeutsamer wird darüber hinaus die Binnenmigration, die durch erhöhte Arbeitsplatzmobilität entsteht und Familien ein „multilokales Familienleben“ aufzwingt.

Das dritte Stichwort zum sozialen Wandel lautet:

Informations- und Wissensgesellschaft.

Die rasante Verbreitung von Informations- und Kommunikationstechnologien haben unseren Alltag, unseren Zugang zur Welt, unsere Verbindungsmöglichkeiten komplett verändert. Insbesondere durch Internet und neue Medien sind Kommunikationswege in-time geschaffen worden, die noch vor einer Generation Tage und Wochen gedauert hätten. Damit haben sich nicht nur Herstellungsprozesse und Dienstleistungen dramatisch gewandelt, sondern auch private Kommunikationsmöglichkeiten. Einher geht damit eine ungeheure Wissensexplosion, aber auch ein Wissensverfall. Um hier noch Schritt halten zu können sind wir dazu aufgerufen, oder verdammt, uns lebenslang weiterzubilden. Es gibt kaum mehr einen Arbeitsplatz, bei dem mit einer dreijährigen Ausbildung und anschließender Berufspraxis bis zur Rente gute Arbeit geleistet werden kann. Alle müssen heute bereit sein, lebenslanges Lernen in Kauf zu nehmen, oder zu nutzen, und sie müssen wissen, wie das geht, selbstverantwortlich die eigenen Lernprozesse zu initiieren. Der Abstand zu

denen, die abgehängt werden, wird immer größer, sie haben kaum mehr eine Chance nachzukommen. Diese neue Form von Benachteiligung heißt Bildungsarmut.

Bedeutung für Familie:

- Deutlich geworden ist bereits, dass die Bedeutungssteigerung von Bildung gerade in Deutschland in erster Linie als Auftrag an Familien durchgereicht wird. Das ist für bildungsbenachteiligte Familien eine enorme Überforderung und die Folgen sind für Deutschland beschämend: In keinem vergleichbaren Land besteht ein so deutlicher Zusammenhang zwischen Bildungserfolg und sozialer Herkunft. Andere Länder gehen nicht so verschwenderisch mit ihrer jungen Generation um, sondern organisieren Lernmöglichkeiten für alle gleichermaßen.
- Eine Folge der technischen Entwicklung für das Familienleben ist, dass Lebenswelten mehr zwischen Kindern und Eltern immer mehr auseinanderdriften: Bsp. Neue Medien/Internet: Was passiert im „second life“? Mit wem skypen die Kinder? Wie sollen Eltern ohne PC- und Englischkenntnisse oder -interesse ihre Kinder unterstützen bei deren Medienkonsum? Wie sollen die Eltern verstehen, womit sich ihre Kinder beschäftigen, was sie im Internet lesen, mit wem sie kommunizieren, welche Spiele auf der Playstation im Kinderzimmer laufen?

Die Feststellung auseinanderstrebender Lebenswelten und der Zunahme der Bedeutung von Bildung, die ja einen individuellen Weg voraussetzt, kommen wir auf den letzten Aspekt des sozialen Wandels zu sprechen, den ich hier vorstellen möchte. Stichwort:

Individualisierung

Individualisierung hat eine Vorder- und eine Rückseite: Es meint zum einen die emanzipative Selbstbestimmung von Menschen und wurzelt historisch in den Befreiungsbewegungen, die den gesamten Verlauf der Moderne bestimmen: Das Versprechen, als freier Bürger das Gemeinwesen mitbestimmen zu können, wird seit dem 18. und verstärkt dem 19. Jahrhundert von Frauen- und Arbeiterbewegungen eingefordert. Ebenso setzen die Eingewanderten Beteiligungsrechte durch und verlangen die Anerkennung ihrer Wertvorstellungen, auch wenn sie vom Mehrheitsmodell abweichen. Dieser Prozess dauert bis heute an. Damit verlieren traditionelle Orientierungen und Arbeitsteilungsmuster an Bedeutung.

Die Forderung nach eigenständigem Leben birgt (auf der Rückseite) auch die Zumutung der Eigenständigkeit. Die Auflösung traditioneller Gemeinschaften meint neben den befreienden Aspekten auch die Aufforderung, sich selbst einen gesellschaftlichen Platz zu suchen. Gleichzeitig entstehen neue Gemeinschaften – ich habe eben schon die neuen internet-communities erwähnt (second life, blogger-Szene, chat-groups). Besonders relevant für Familien ist die deutliche Veränderung von Geschlechtermustern, die aber nicht widerspruchsfrei vonstatten geht: Im beruflichen Bereich (je höher qualifiziert, desto deutlicher) scheint Geschlechtergleichheit zur Norm zu werden, während im Privaten nach wie vor Geschlechterdifferenz inszeniert wird und zur Orientierung notwendig scheint.

Was bedeuten die Individualisierungsprozesse für Familie?

- Bildungsmobilität führt zur Ausweitung eigener Optionen, geht aber einher mit einem Abschied aus dem heimatlichen Milieu und mehr Distanz zur Herkunftsfamilie. Konkret: Worüber kann sich ein Webdesigner in prekärer Selbständigkeit, der in Berlin lebt, mit seinem Vater aus der pfälzischen Provinz, austauschen, der seit 20 Jahren Facharbeiter in einem Weinbaubetrieb ist?

- Der Wandel von Geschlechterverhältnissen mit dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit bricht sich in Familie mit der traditionellen Arbeitsteilung und konträren Vorstellungen von Mutter- und Vaterschaft. Heute stellen wir eine erhebliche Verunsicherung der Rollenbilder fest und haben den Konfliktherd der familiären Arbeitsteilung, an dem ein Großteil der Ehen scheitert. Die Vaterrolle ist bereits seit einigen Jahrzehnten in Bewegung (zumindest rhetorisch): es geht vom Ernährer zum Versorger. Die Mutterrolle ist bis vor kurzem noch scheinbar unhinterfragt gewesen. Mit der Debatte um die Ausweitung der Betreuung von Kindern unter Drei verändert sich nun auch hier etwas: Eva Herman, Norbert Bolz und Frank Schirrmacher kann man als letzte Zuckungen einer Ära traditioneller Mutterklischees bezeichnen.
- Die Partnerwahl erfolgt unter dem Leitmotiv des individuellen Glücks. Unsere Großeltern fanden dagegen materielle Absicherung noch völlig ausreichend Motiv der Paarbildung. Wir haben dagegen heute eine erhebliche Bedeutungszunahme individueller Zufriedenheit und Achtsamkeit gegenüber der Beziehungsqualität. Dies führt auch mit Blick auf die gestiegene wirtschaftliche Eigenständigkeit von Frauen zu einer höheren Trennungsbereitschaft, wobei Paare ohne Kinder wesentlich mehr zur Steigerung der Scheidungsquote beitragen, die mittlerweile bei 42% liegt. Gibt es nun eine Normalisierung von Trennung? Was brauchen Familien, damit Trennungen gelingen, insbesondere auch im Hinblick auf weiter fortbestehende Elternverantwortung und geteilte Sorge.
- Feststellbar ist eine Veränderung von Erziehungszielen: Von Disziplin, Gehorsamkeit und Höflichkeit wird stärker auf Selbständigkeit, Gemeinschaftsfähigkeit, Kreativität orientiert. Dies bedeutet

auch eine Veränderung der Erziehungsstile, kurz: vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt.

- Damit korrespondiert, dass eine höhere Zufriedenheit im Familienleben festgestellt werden kann. Die generationalen Beziehungen haben sich deutlich verbessert (vgl. Allensbach-Studie 2006, Generationenbarometer): Es gibt mehr Eigenständigkeit, aber auch mehr Wertschätzung zwischen den Großeltern, Eltern und Kindern. Besonders positiv ist die Abnahme von Gewalt in der Erziehung.
- Feststellbar sind aber auch höhere Anforderungen an Erziehende, wenn Grenzen, Regeln in Bewegung kommen. Heute ist der autoritative Erziehungsstil die zentrale Leitidee, die sich v.a. bei bildungsorientierten Mittelschichtfamilien durchgesetzt hat.
- (Migrations)Familien aus agrarisch-feudal orientierten Strukturen präferieren hingegen Gemeinschaftsfähigkeit vor Selbständigkeit, ebenso wie Gehorsamkeit und Akzeptanz von Autoritäten eine höhere Rolle spielt. So stößt dort die Idee, mit Kindern auf dem Boden zu spielen auf ebenso großes Unverständnis, wie dies bei deutschen Eltern in den 1960er Jahren gängig war.
- Die zunehmende Vielfalt individueller Lebensführung und Alltagskulturen trifft besonders in der Familie zusammen. Lebenswelten von Eltern und Jugendlichen fallen oft weit auseinander. Wenn man am Arbeitsplatz eher noch homogene Alltagskulturen vorfindet (auf der Wissenschaftstagung, im sozialpädagogischen Team oder im Pfarrkonvent), kommt in der Familie alles zusammen: die Sozialpädagogin, der Diplomingenieur, die Gothictochter mit maghrebinischem Freund. Was brauchen diese Menschen, um gemeinsam ein anregendes und entspanntes Sonntagsfrühstück durchhalten zu können?

Der Blick auf die verschiedenen Aspekte des sozialen Wandels unterstreicht, dass Familien nicht mehr alles können können. Die Gefahr des Scheiterns beim Erziehungsauftrag steigt! Familien gestalten Wandlungsprozesse durch veränderte Praxen mit, sind ihnen aber ebenso den Veränderungen ausgeliefert. Klare Verlierer der Modernisierungsprozesse sind Familien in sozial und materiell schwierigen Lebenslagen und ausländische Familien. Diese beiden Gruppen möchte ich daher im Folgenden näher betrachten.

3. Diverse Lebensrealitäten: Der Blick auf sozial benachteiligte Familien und Familien mit Migrationshintergrund

Hier soll der Fokus auf sozial benachteiligte Familien gerichtet werden, von denen aktuell häufig die Rede ist, allerdings meist defizitorientiert, im Kontext der Debatte um die „Neue Unterschicht“. Der zweite Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (BMGS 2005) zeigt eine zunehmende soziale Spaltung der Gesellschaft: 10% der Haushalte besitzen 47% des Privatvermögens, wohingegen 50% der Haushalte gerade mal 4% des Privatvermögens besitzen. Dies hat besonders Auswirkungen auf Menschen mit Kindern. Aus den Daten des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes (2005) geht hervor, dass 6 bis 7 Millionen Menschen (9%) auf Sozialhilfeniveau leben. Das Armutsrisikoquote allein Erziehender liegt sogar bei 30%. 2,5 Millionen Kinder sind von Armut betroffen: Jedes 6. Kind ist arm (1980 war dies nur jedes 50. Kind). Von der Situation der „working poor“, also der Menschen, die nur sehr geringe Löhne erzielen und daher oft mehrere Jobs annehmen müssen, sind auch viel Alleinerziehende betroffen.

Die Situation sozial benachteiligter Familien ist durch eine Häufung sozialer Risikolagen durch die Folgen von Armut gekennzeichnet. Sie haben

oft defizitäre und diskriminierende Sozialisationserfahrungen. Kennzeichnend sind dafür: geringer Anregungsgrad der Wohn- und Lebenssituation, unkontrollierter Medienkonsum und mangelnde positive Bindungserfahrungen. Daraus folgen häufig eine geringe Schul- und Berufsbildung, diskontinuierliche Erwerbsarbeit und hohe, generationsübergreifende Arbeitslosigkeit. Zusammengefasst bedeutet dies für Menschen in prekären Lebenslagen, dass sie sich ausgegrenzt und wertlos erleben.

Ihre familiären Erfahrungen sind zwiespältig: Die Familie gilt als Ort der Zuflucht und ist gleichzeitig häufig auch Ort der Erfahrung von Gewalt. Die Beziehungskompetenzen sind durch familiär weitergereichte Erfahrungen von Ausgrenzung und Entwertung nur begrenzt ausgebildet (keine positiven Rollenvorbilder). Kinder gelten als Hoffnung und sind gleichzeitig häufig Anlass für Konflikte und Erfahrungen von Misserfolgen: Familienidyll versus Realität. Weitere Belastungen, die in Familien auftreten können (Frühchen, ADS-Kinder) stressen arme Familien weit mehr als der Durchschnitt (Fthenakis/Kalicki/Peitz 2003).

Familien mit Migrationserfahrung sind nicht deckungsgleich mit Familien in Armut, aber es gibt erhebliche Überschneidungen dort, wo Migration und prekäre ökonomische Lage zusammen kommen. Grundsätzlich ist Migration ein Familienprojekt, bzw. ein „Mehrgenerationenprojekt“ (BMFSFJ 2000). Die Familien müssen einerseits mit unterschiedlichen Erfahrungen ihrer Umwelt umgehen (Fremdheitserfahrungen, Diskriminierungen und Rassismus) und den inneren Kulturkonflikt bewältigen. Dabei die von hoher Bedeutung, wie die Haltung des Aufnahmelandes ist: Ablehnung verlängert und verhindert Integrationsprozesse.

Wir sehen heute, dass Integrationsprozesse dort gut gelungen sind, wo Bildung und Erwerb gesichert sind, während die Verlierer der Transformationsprozesse sich immer weniger in Deutschland zu Hause fühlen und ihren eigenen Welten mehr Bedeutung geben. Ergebnisse vieler Untersuchungen zur Integration (DJI-Kinderpanel) sind, dass soziale Indikatoren stärker als Herkunftsvariablen sind. Bsp.: Sprachkompetenz: Statistisch lässt sich zeigen, dass die ausländische Bevölkerung enorme Defizite im Erwerb der deutschen Sprache vorhanden sind. Aus meiner Sicht ist diese eindimensionale Betrachtung aber zu undifferenziert: werden soziale Indikatoren hinzugerechnet, dann zeigt sich, dass aufgestiegene ausländische Mittelschichten keinerlei Sprachprobleme haben, wohingegen Arbeitsmarktverlierer erhebliche Defizite aufweisen. Dieses Phänomen („Funktionaler Analphabetismus“) betrifft aber auch genauso die einheimische Unterschicht. Die sozialen Indikatoren überlagern die ethnische Herkunft, wir vergessen das in den Diskussionen häufig. Es dürfte nicht heißen: Sprachdefizite der Ausländer, sondern Sprachdefizite der Unterschichten quer durch die ethnischen Herkunft. Problematisch ist daher die Kulturalisierung individueller Probleme (seitens der Eltern sowie seitens der ErzieherInnen, Lehrkräfte, BeraterInnen sowie der Migranten selbst).

Viele, aber nicht alle Migranten haben einen Modernisierungsrückstand zu verkraften. Sie kommen aus agrarisch-strukturierten Gebieten, wo die Tradition der familialen Versorgung vorherrscht, da kein staatliches Sozialleistungssystem vorhanden ist. Daher gilt in diesen Familien besonders: Familiäre Zusammenhalt geht vor individueller Entfaltung. Diese Familienorientierung kann einengend sein, sie ist aber auch eine Ressource. Praktiker/innen in sozialen Brennpunkten berichten übereinstimmend, dass es weit weniger Verwahrlosungsphänomene in Familien

mit Migrationshintergrund gibt als bei einheimischen Familien, auch wenn beide von Dauerarbeitslosigkeit betroffen sind.

Es gibt aber auch eine Idealisierung des Familienlebens, die nicht immer mit der erlebten Realität übereinstimmt. Praxisbeispiele (Thiessen 2007) belegen, dass die Rede vom guten Familienzusammenhalt sich gelegentlich auch als Mythos erweist. Berichtet wird insbesondere aus der Jugendhilfe, dass eine deutliche Beziehungslosigkeit dann bei Familien auftreten kann, bei denen migrationsbedingt die Kinder erst Jahre später zu den Eltern nach Deutschland kamen. Heute haben diese „Kofferkinder“ selber Kinder aber keine positiven inneren Bilder von guter Elternschaft. Die dann zu Mythen werdenden Interpretationen der fürsorglichen türkischen Großfamilie erweisen sich als Hindernis, die tatsächlichen Beziehungsstörungen wahrzunehmen und zu verändern. Zu klären gilt es, wie es gelingen kann, an den positiven Traditionen anknüpfend, neue Bilder von Bindungsfähigkeit zu entwickeln.

Im letzten Schritt möchte ich die Perspektive wechseln und fragen:

4. Was brauchen Familien?

um in ihrer Erziehungsarbeit unterstützt zu werden. Im Siebten Familienbericht (2006) wird hierfür eine Neuausrichtung der Trias Zeit, Geld und Infrastruktur vorgeschlagen.

Zeit: Alltagszeit und Lebenslauf

In unseren Forschungsprojekten stellen wir immer wieder fest, dass Familie im alltäglichen Erleben v.a. im freundlichen Nebeneinander und in beiläufigen Beziehungserfahrungen erlebt wird, also weniger in den oft aufwändigen „Events“. Ohne gemeinsame Alltagszeit und miteinander

verschränkbare Lebensläufe können sich Familien aber nicht als solche praktisch erfahren noch ihre Leistungen erbringen. Zeitstrukturen der Gesellschaft sind hierauf auszurichten - und nicht umgekehrt die Zeitstrukturen der Familie an andere Institutionen anzupassen. Vorschläge zur Zeitpolitik beziehen sich auf Alltagszeit und zur Gestaltung des Lebensverlaufs.

Alltagszeit

Es geht hier um die Frage, wie kann eine Arbeitszeitpolitik die Zeitbedarfe von Familien und ihrer Mitglieder ernst nehmen und Flexibilität auch im Interesse von Familien entwickeln. Es gibt mittlerweile hierzu eine Reihe guter Modelle betrieblicher und kommunaler Zeitmodelle. Auch die Kirchen müssen sich überlegen, ob der Sonntagsmorgensgottesdienst eigentlich für Familien, die zum Brunch oft die einzige gemeinsam Zeit genießt, noch sinnvoll ist.

Statt der allzeitverfügbaren Hausfrau und Mutter braucht es einer koordinierten Vernetzung der örtlichen Infrastruktur und insbesondere einer gezielten Abstimmung der öffentlichen Taktgeber Schule und Kindergarten mit Betrieben, einer Optimierung von Wegezeiten mit dem Ziel von Zeitwohlstand für Familien.

Lebenslauf

Hier geht es um Strategien zur "Entzerrung des Lebenslaufs": Wir haben heute eine sog. "Rushhour of Life" zwischen 25 und 40, in der Ausbildung, berufliche Konsolidierung und Familiengründung gleichzeitig passieren soll mit dem Erfolg, dass letztere immer häufiger ausbleibt. Ein neues Modell wird unter dem Stichwort Optionszeiten diskutiert. Es bedeutet, die Erwerbsarbeit für andere, gesellschaftlich wichtige Care- und andere Teilhabeaufgaben unterbrechen zu können. Finanzierungskonzepte über die Ziehungsrechte aus Rentenanwartschaften und aus der

zeitlich vorgezogen "Anteile" entnommen werden können, werden derzeit diskutiert. Optionszeiten, die wahlweise auch für Aufgaben der Pflege von Alten oder für soziale Tätigkeiten sowie Weiterbildung genommen werden können, bedeuten begrenzte "Auszeiten" aus der Erwerbsarbeit. Durch Optionszeiten werden Unterbrechungen im Lebenslauf normalisiert und neue Verknüpfungen von Tätigkeitsbereichen über die ganze Lebensspanne hinweg möglich. Dies trägt nicht zuletzt der längeren Lebenserwartung Rechnung, die "gewonnenen Jahre" können anders genutzt werden.

Geld

Direkte Transfers nehmen in Deutschland eine besondere Rolle ein: Wenig bekannt ist, dass Deutschland im Hinblick auf die finanzielle Förderung von Familien im europäischen Vergleich weit über dem Durchschnitt liegt. Wenn Deutschland familienpolitisch dennoch nicht besonders erfolgreich ist, kann es also nicht um mehr Geld für Familien gehen als direkte Transfers, sondern um eine passgenaue Verteilung an spezifische Gruppen zu kritischen Zeitpunkten von Familienphasen.

Ein Beispiel ist hier das neue Elterngeld, das Familien in den ersten Jahren besonders fördert, allerdings besonders diejenigen, die bereits gut verdienen. Zumindest ist es gelungen, den Männeranteil mehr als zu verdoppeln. Für alle Familien gilt: Die neue Elternzeit ist ohne eine an das erste Lebensjahr des Kindes anschließende, ausreichende öffentliche Kinderbetreuung und ohne realisierbare Arbeitsplatzgarantien für Eltern ein zahnloser Tiger. Damit sind wir bei der dritten Säule:

Infrastruktur: Unterstützungsdienstleistungen für Familien

Dieses Segment ist in Deutschland vergleichsweise schlecht ausgebaut, bzw. in anderen Ländern wird dafür wesentlich mehr Geld ausgegeben.

Im Hinblick auf Kinderbetreuung geht es um passfähigere und flexiblere Angebote sowie um neue Verbundsysteme der Kinderbetreuung, die Einrichtungen, Tagespflege, Initiativen und Ehrenamt zu einem gelingenden und qualitativ hochwertigen Ganzen zusammenbinden. Dies geschieht keinesfalls nur im Hinblick auf eine bessere Vereinbarkeit für Eltern, sondern auch auf eine bessere Förderung von Kindern in kleiner werdenden und zunehmend belasteten Familien. Wesentlich scheint mir, die familienunterstützenden Dienste: Betreuung, Beratung, Bildung nicht von der Eigenlogik der Institutionen sondern von den Bedarfen der Familien aus zu denken und zwar einmal bezogen auf die Vielfältigkeit und Heterogenität von Familien (Stichwort: weg von der Mittelschichtorientierung) und zweitens in Bezug auf das die Familienbiografie (Kinder werden älter, Übergänge sichern).

Die sog. Familien- oder Eltern-Kindzentren und neuerdings auch die Mehrgenerationenhäuser bieten - idealtypisch - eine Vielfalt von Hilfen, Beratung, Bildung, Information und Kommunikation für alle Generationen an einem Ort. Sie sind mehr als die Summe von Angeboten, sie haben ein Konzept, das sich auf die besonderen Bedarfe der Region, der Kommune und des Viertels richtet und auch die Schwellen für schwer erreichbare, sozial benachteiligte Zielgruppen senkt.

Wichtig scheint mir dabei, Eltern als Experten ihrer Kinder und ihres Lebens ernst zu nehmen und nicht als Ausbildungsbedürftige, die einen Erziehungspass erwerben müssen. Denn kein Experte, keine Beraterin weiß wirklich, was die richtige Erziehung ist. Wir können Anhaltspunkte benennen. Das Problem stellt sich im Alltag und immer im Einzelfall. Da gibt es kein richtig oder falsch, nur ein Verhalten, das jeweils andere Konsequenzen hat. Darüber nachzudenken braucht es Orte, die Respekt

und Sicherheit bieten, die eigenen Schwächen und Unsicherheiten auszutauschen und auch das Wissen um die Grenzen dessen, was Eltern angesichts der veränderten Rahmenbedingungen leisten können.

Diese Räume sollten noch für mehr Familien erreichbar sein. Das scheint mir eine Schlüsselfrage für die Weiterentwicklung von Familienberatung und Bildung zu sein. Zauberwort Niedrigschwelligkeit, was heißt das konkret? Besonders günstig erweisen sich Zugänge in integrierten Modellen, also Eltern da zu erreichen, wo sie eh sind: in Kindergarten und Schule zum Beispiel. Verbunden sind damit also Geh-Strukturen. Ebenso hilfreich hat sich in der Arbeit mit Migrationsfamilien die Kenntnis und Berücksichtigung kulturspezifischer Regeln bei Beratungs- und Bildungsangeboten erwiesen. Hier können Geh-Strukturen auch Beratungsangebote in den Räumen der Familie sein. Ich kann in der Diskussion hier vielleicht Beispiele aus der Praxis noch vorstellen.

Fazit

Erziehung fängt in der Familie an.....

- Die Leistung von Eltern anerkennen
- Aber auch die Defizite wahrnehmen
- Nicht belehren, sondern informieren
- Familien passgenau unterstützen
- Zugang zu Basisressourcen (Einkommen, Erwerb, Wohnen) sichern

.... aber sie hört dort nicht auf!

Strukturelle Defizite können Familien nicht zur individuellen Lösung überantwortet werden. Soziale Ungleichheit lässt sich weder in der Familie aufheben noch durch Elterntrainings überwinden.

- Familienleben muss und kann gelernt werden.
- Verunsicherungen sind keine Katastrophe, sondern bieten Chancen. Auf eine „natürliche“ oder „richtige“ Erziehung kann nicht gebaut werden, Erziehung ist entlang der Bedürfnisse von Kindern und Eltern sowie der Rahmenbedingungen stets neu auszuloten.
- Hier haben Schulen eine neue Bedeutung: Allgemeinbildung sollte auch Wissen über den (Familien)Alltag beinhalten, also etwa Entwicklungspsychologie, Gruppendynamik, familiäre Verantwortung und Grundlagenkenntnisse familiärer Versorgung.

Viele dieser Anregungen sind bereits in Ihrem Landesprogramm aufgenommen. Trotz all der Krisenszenarien ist eines sicher: Familie als alltäglicher Sorgerkontext wird immer überleben, wie gedeihlich sich allerdings das Zusammenleben gestaltet, welche Lebensqualität möglich ist und wie förderlich Beziehungen für Kinder sind, das ist gestalt- und veränderbar, das ist der Kern Ihres Landesprogramms und der Maßnahmen, die heute hier noch vorgestellt werden. An dieser Stelle schließe ich daher und danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Literaturnachweise können bei der Autorin nachgefragt werden:

thiessen@dji.de